



CLAUDIUS CRÖNERT

Rachemelodie

Ein Berlin-Krimi

GMEINER



Original

CLAUDIUS CRÖNERT
Rachemelodie

SCHULDIG ODER NICHT? Nicht einmal einen Tag kann der pensionierte Berliner Kommissar Thomas Ostrowski seinen Ruhestand genießen. Als in der Nähe seiner Wohnung eine Frau ermordet aufgefunden wird, deuten alle Zeichen auf seinen alten Feind Bastian Siewert hin. Siewert wurde erst kürzlich aus dem Gefängnis entlassen. Gegen den Widerstand seiner früheren Kollegen beginnt Ostrowski mit privaten Ermittlungen – und muss gleichzeitig erkennen, dass seine Tochter Jenny bedroht wird. Ihr Verhältnis zu einander ist schwierig, und Jenny ist die ewigen Ermahnungen und Besuche ihres Vaters leid. Als Ostrowski feststellt, dass Siewert für die Tatzeit ein Alibi hat, stürzt ihn das in eine Krise. Hat er damals den falschen Mann verhaftet und dafür gesorgt, dass ein Unschuldiger 15 Jahre seines Lebens verliert? Zwischen Zweifeln und Angst um seine Tochter darf er nur eins nicht: Aufgeben.



Claudius Crönert ist in Hamburg aufgewachsen und lebt seit vielen Jahren in Berlin, wo er Philosophie und Kunstgeschichte studiert hat. Er arbeitet von Anfang an doppelgleisig, als Autor und Journalist. Er ist politischer Korrespondent; daneben schreibt er Rundfunk-Reportagen, Zeitschriften-Artikel, Film-Beiträge. Als Autor schreibt er Drehbücher, Historische Romane und Krimis. Rachemelodie ist sein vierter Roman.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Das Kreuz der Hugenotten (2011)

CLAUDIUS CRÖNERT
Rachemelodie

Ein Berlin-Krimi

Original

GMEINER



*Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.*

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2014 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 07575/2095-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2014

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © spuno – Fotolia.com
ISBN 978-3-8392-4471-5

Für Valeria und Marcello
Und ganz besonders für Cristiano

I see a bad moon rising
I see troubles on the way
I see earthquakes and lightning
I see bad times today.

John Fogerty

»Die Vergeltung ist mein«

Auf die Melodie von »Die Gedanken sind frei«

Von Bastian Siewert

I

Die Vergeltung ist mein, wer will sie verhindern?

Sei der Weg auch nicht fein, und mag man mich schinden

Kein Mensch kann sie wissen, kein Kribo erschießen,

Es bleibt nicht klein: Die Vergeltung ist mein.

II

Ich räche was ich will und was mich beglückt,

doch alles in der Still' und wie es sich schicket.

Mein Wunsch, mein Begehren kann niemand verwehren,

Es bleibt nicht klein: Die Vergeltung ist mein.

III

Ich liebe die Tat, die Rache vor allem,
denn diese zwei wolln mir trefflich gefallen.

Bin ich auch allein, mein Weg ist stets rein.

*Es bleibt nicht beim Schein: Die Vergeltung
ist mein.*

IV

*Und sperrt man mich ein in finstere Kerker,
das alles sind nur vergebliche Werke,
denn meine Gedanken zerreißen die
Schranken
und Mauern aus Stein. Die Vergeltung ist
mein.*

V

*Drum will ich auf immer den Sorgen entsa-
gen
Und will auch nimmer mit Menschen mehr
plagen
Man kann ja im Herzen stets lachen und
scherzen
Und denken: Wie fein, die Vergeltung ist
mein.*

1

Die segensreiche Finsternis.

Der Abend hatte eingesetzt, die Autos schoben, eins wie das andere, gelbe Lichtkegel vor sich her. Die Scheiben der Busse waren beschlagen. Nasser Schnee tropfte vom Himmel. Auf Straßen und Bürgersteigen wurde er zu Matsch.

Der Mann stand und schaute.

Er sah zu, wie Wasser durch die Luft spritzte. Wie Passanten auswichen. Und wie sich die Nacht tiefer und tiefer über die Häuser senkte.

Der Mann zog seinen Handschuh aus und ließ die Finger in die Hosentasche gleiten, wo sie auf das Messer trafen. Es war zusammengeklappt. Mit dem Zeigefinger fuhr er über die stumpfe Seite.

Ein Schauer strich ihm über den Rücken.

Als er seinen Weg aufnahm, führte er vorbei an Hügeln von Schnee, die mit der Zeit schwarz geworden waren, kotbraun und gelb. Die Nässe fiel ihm auf den Kopf, aber da er einen Hut trug, spürte er sie nicht. Den Mantelkragen hatte er aufgestellt. An einer Ampel kreuzte er die vierspurige Fahrbahn, in der Sicherheit, dass er nur ein Passant unter vielen war, unauffällig wie sie, unbeachtet.

Sein Ziel lag einige Hundert Meter weiter. Es war kurz nach sechs, er hatte keine Eile, dennoch überholte ihn niemand, denn sein Viertel war eines der Alten geworden. Nicht dass sie alle Gehhilfen oder Rollatoren gebraucht hätten, manche verbanden weiße Haare mit sportlicher

Kleidung und großen Plänen, trotzdem kamen sie nicht hinterher. Das Geräusch der Autoreifen auf der nassen Fahrbahn drang in sein Ohr, ein Zischen, ein Surren.

Der Mann trat an die Seite, um nicht nass gespritzt zu werden.

Am gegenüberliegenden Rand des Tegler Hafenbeckens tauchte der Kiosk auf. Die Zeitungsstände waren wegen der Nässe hineingeräumt worden. Durch die Scheiben drang fahles Licht. Der Mann kannte die Auslage, sie war ihm am Vortag ins Auge gefallen, die Werbung für Lotto, die Spiele und Schreibwaren, die Hinweise auf Zigaretten und Schnaps. Ohne hineinzusehen, schritt er daran vorbei.

Dabei empfand er ein Glücksgefühl, das grenzenlos war. Niemand würde ihn aufhalten.

Die rückwärtige Tür war aus Eisen und rostig. Er drückte den Griff herunter – verschlossen. Mit dem Rücken zur Tür wartete er. Sollte ihn, den Mann im schwarzen Mantel, mit Handschuhen und Kopfbedeckung, überhaupt einer wahrnehmen, würde er wie jemand wirken, der unter einem Vordach Schutz vor dem Mistwetter gesucht hatte. Unauffälliger, fand er, ging es kaum. Mit der Aktentasche in der Hand war er jemand, der von der Arbeit kam. Die Tarnung war perfekt.

Als niemand zu sehen war, öffnete er den Riemen der Tasche, griff hinein, tastete nach seinem Werkzeug. Er hatte einen Kuhfuß dabei, entschied sich aber, es mit dem Dietrich zu versuchen. Das Öffnen von Schlössern – eines der wenigen Dinge, die er in seiner Jugend gelernt hatte. Erst eine Lehre, hatte sein alter Herr gesagt, dann kannst du machen, was du willst.

Er tat, was er wollte.

Bevor er sich dem Schloss zuwandte, hielt der Mann erneut inne. Nun brauchte keiner mehr zuzuschauen. Es war beruhigend, viel Zeit zu haben. Er hatte den Dietrich in der Hand und die Aktentasche wieder verschlossen. Den Weg konnte er zu beiden Seiten einsehen. Als er sich überzeugt hatte, dass er vollkommen menschenleer war, begann er mit seiner Arbeit.

Das Schloss war widerspenstig, und er hatte lautlos zu werken. Der Dietrich griff nicht. Er setzte ihn ab, rieb sich die Augen, schöpfte Atem. Auf der gegenüberliegenden Seite des Weges kam jemand vorbei, der Montur nach ein Handwerker, sein Feierabendbier in der Hand. Seine patschenden Schritte hatten ihn schon von Weitem angekündigt. Der Handwerker ging schnell, während der nasse Schnee ihm auf Jacke und Haar fiel. Im Mundwinkel hatte er eine Zigarette. Kein Blick zu irgendeiner Seite.

Der Mann nahm seine Arbeit wieder auf und stellte fest, dass die Pause ihm gutgetan hatte. Der Dietrich fasste beim ersten Versuch, das Schloss gab nach, die Tür sprang auf. Als er sie weiter aufschob, machte sie ein knarrendes Geräusch. Er erschrak und griff nach ihr. Noch einmal sah er sich um. Stellte fest, dass er unbeobachtet war. Trat ein.

Das Hinterzimmer lag im Halbdunkel.

Ein muffiger Raum, voller aufgerissener Pappkartons und eingestaubter Regale. Aus einem Bretterschlag, hinter dem eine Kloschüssel verborgen sein mochte, stank es nach Abflussrohr. Leichter Ekel stieg in dem Mann auf. Er hielt die Luft an und drückte den Ekel fort. Von Gestank und Durcheinander würde er sich die Laune nicht verderben lassen, und auch nicht davon, dass sein Mantel

roch. Die Wärme des Zimmers hatte die Feuchtigkeit auf der Wolle trocknen lassen.

Zum Verkaufsraum führte eine Falttür aus Pappe. Sie war zu drei Vierteln zugezogen. Nicht nur Licht, auch Stimmen drangen zu ihm. Bevor er auf sie achten konnte, brauchte er einen sicheren Platz. Ein Versteck.

Er suchte die Wände ab. Ausgerechnet neben der Toilette fand er, was er benötigte.

Der Mann hielt ein weiteres Mal die Luft an und fahndete nach einem anderen Platz. Vielleicht in der Ecke neben der Schiebetür. Aber dort sähe man ihn, sobald jemand den Raum betrat. Zwischen den Kistenstapeln? Waren keine Lücken. Er hätte sie verschieben müssen.

Blieb allein der Vorsprung am Verschlag. An der Kloschüssel.

Auf Zehenspitzen machte er die wenigen Schritte. Er wollte nirgendwo gegen stoßen und nichts berühren. Der Fußboden knarrte. Er wurde noch langsamer, noch vorsichtiger. Tastete sich vorwärts, verlagerte wie ein Dressurpferd das Gewicht von einem Fuß auf den anderen. Atmete durch den Mund und versuchte, die Nase auszuschalten. Und erreichte endlich den Platz, zu dem er gewollt hatte.

Seine Uhr zeigte 20 nach sechs. Das Messer war in der Hosentasche, er spürte es am Oberschenkel.

Und er wurde auch wieder ruhiger.

»Was wollen wir heute Abend machen?«, kam es von nebenan. Eine Frauenstimme.

»Erst mal zu dir«, erwiderte ein Mann. Beiden hörte er ihre Jugend an.

»Geht schlecht. Meine Oma ist da.«

»Na und? Die schicken wir für 'ne halbe Stunde weg. Muss doch auch mal frische Luft schnappen, die gute Alte.«

Er hörte sie quieken, dann ein Schmatzen, ein Kuss wahrscheinlich, den er irgendwo in ihrem Gesicht gelandet haben mochte. Die Geräusche fuhren tief in ihn hinein.

Das Quieken wurde lauter.

»Hör auf«, sagte sie, kicherte aber dabei. »Doch nicht hier im Laden.«

»Schließ einfach ab.« Eine anzügliche Stimme, feuchte Lust. »Dann brauchen wir auch nicht zu dir.«

»Nein. Es ist noch nicht halb sieben.«

»Aber kurz davor. Komm, gib den Schlüssel, ich mach. Und dann zeigst du mir mal das Hinterzimmer. Das sieht schön dunkel aus.«

Er hörte eine Schublade, die zugeschoben wurde. Dann das Geräusch einer Kühlschranktür.

Das Ziffernblatt seiner Uhr leuchtete. Fünf Minuten noch bis Ladenschluss.

Er hoffte, dass sie ihn fortschickte. Aber nicht zu schnell.

»Ich nehme mir ein Bier, ja?«

»Musst du bezahlen. Sonst stimmt meine Kasse nicht.«

Münzen wurden auf einen Tisch geworfen und kullerten dort weiter. Eine Flasche wurde geöffnet.

»So, Baby, es ist halb. Komm, lass absperren.«

Der Junge trank und rülpste laut, das Geräusch drang bis in sein Versteck. Er grinste und drückte seine Hand auf den Reißverschluss der Hose.

»Dann muss ich die Kasse machen.«

»Mensch, Süße, das hat doch Zeit.«

Wieder ihr Quieken. Wahrscheinlich hatte er sie in den Hintern gekniffen. In das weiche Fleisch.

»Erst das Vergnügen, dann die Arbeit. So heißt es doch.« Der Junge lachte.

Eine Glocke erklang, und die Tür ging auf. Er spürte den Luftzug, der durch den Spalt in der Schiebetür bis zu ihm gedrungen war. Frische Luft.

Sie tat gut.

»Wir haben eigentlich schon geschlossen«, hörte er die Frau.

»Komm, hab dich nicht so. Bitte.« Die Stimme eines Trinkers, zittrig, dabei fordernd, als hätte alle Welt die Pflicht, ihm in seiner Not zu helfen. Er stellte sich einen mittelalten Kerl vor, mit roter Nase, steifen Knien und ungepflegtem Bart. Wie viele von diesen Typen hatte er schon gesehen. »Ich brauche nur paar Zigaretten und ein Bier oder zwei. Sonst komme ich nicht über den scheiß Abend.«

Ein weiteres Mal wurde die Kühlschranktür aufgezo- gen. Glas schlug aneinander. Bierflaschen.

»Anschreiben kann ich nicht, wa?«

»Leider nicht.«

»Dann keine Zigaretten. Ein Päckchen Tabak. Und Blättchen.«

»Welchen Tabak?«

»Den billigsten.«

Diesmal war es eine andere Art zu bezahlen, die Mün- zen wurden nicht auf den Tresen geworfen, sondern Stück für Stück dorthin gelegt. Ein Mensch, der sein letztes Geld ausgab.

»Kann ich nicht wenigstens einen Flachmann anschrei- ben? Morgen bekomme ich Geld. Ganz sicher.«

Anstelle der Frau antwortete ihr Freund: »Nun ist gut, ja?«

Der Trinker brauchte lange, ehe er herauspresste: »Was mischst du dich denn ein?«

Spannung kam auf wie im Kino und fand den Weg bis in sein Versteck. Unmissverständliche Geräusche waren zu hören, Absätze, die auf dem Fußboden kratzten, Knochen, die knackten.

Gewalt lag in der Luft. Die Hand an seinem Reißverschluss drückte zu.

»Ich darf nicht anschreiben lassen«, hörte er die Frauenstimme. »Steht auch auf einem Schild an der Tür. Und außerdem möchte ich abschließen. Es ist Feierabend.«

Von den beiden Streithähnen schien sich keiner zu rühren, auch sprachen sie kein weiteres Wort.

Die Spannung ließ nicht nach.

»Bitte«, flehte die Frau, »bitte, alle beide. Das bringt doch nichts.«

Der Mann in seinem Hinterzimmer hörte ein lautes Ausatmen. Wieder schlug Glas aneinander, Sohlen stießen gegen den Fußboden. Der Trinker hatte sich mitsamt seiner Bierflaschen in Bewegung gesetzt.

»Wir sehen uns wieder«, sagte er, bevor er die Tür aufzog.

»Ganz sicher«, rief der andere hinter ihm her. Und sagte dann: »Los, Bine, schließ endlich ab, dass nicht noch einer von diesen Pennern reinkommt.«

Ein Schlüsselbund klapperte. Sie schien an ihm vorbei zu gehen, denn es gab ein Klatschen und danach einen Aufschrei, halb im Spaß, halb im Ernst. Die Tür wurde abgeschlossen. Dann ein Grunzen. Ein Geräusch wie von einem Tier. Ein Tier in der Brunftzeit.

Seine Erregung wurde stärker. Er schloss die Augen, während sich der Mund wie von selbst öffnete. Er malte sich aus, dass der Junge seine Arme um sie geschlungen hatte. Mit seinen Pfoten unter ihrem Pullover herumfuhrwerkte. Ihren Busen betatschte. Mit seiner Zunge über ihr Gesicht fuhr. Spucke darauf zurückließ.

Köstlich.

»Zeigst du mir nun endlich das Hinterzimmer?«

»Das geht doch nicht.«

»Bine!«

»Manchmal kommt abends der Chef. Und außerdem muss ich die Kasse machen.«

»Ist doch nicht eilig.«

»Torsten, bitte. Nicht jetzt.«

»Und was, wenn ich will? Jetzt?« Sein Ton war plötzlich laut geworden. »Jetzt sofort?«

Der Mann in seinem Versteck musste sich bei aller Lust der Frage stellen, was er tun würde, wenn der brunftige Kerl sich durchsetzte. Unsichtbar zu bleiben, war unmöglich. Und zwei Leute waren zu viel für ein einziges Messer. Also wieder verschwinden? Jetzt, wo er so weit gegangen war? Unvorstellbar. Er musste das Risiko eingehen. Spürte, wie es ihn fesselte, ihn anspannte. Ein scheußliches und gleichzeitig erregendes – ein wundervolles Gefühl.

»Torsten, lass mich los. Bitte.«

Ein Lachen. Schmutzig und brutal. Er zeigte ihr, wo es langging. »Nein. Ich lass dich nicht.«

Der Mann gab sich Mühe damit, sich möglichst genau vorzustellen, was im anderen Raum vor sich ging. Die Geräusche halfen seiner Fantasie: Kleidung rieb aufeinander.

der, Gürtelschnallen, die aneinander stießen. Ein Gerangel. Eine Situation, die umzukippen drohte. Einzelne Worte, die schärfer wurden.

Vielleicht brauchte der Kerl Gewalt? Ein wenig nur, um sie umzustimmen.

Dann ihr Gejammer. »Torsten, bitte. Wenn der Chef kommt, bin ich meinen Job los.«

»Der lässt sich fast nie sehen.«

»Eben doch. Und er kommt meistens dann, wenn man überhaupt nicht mit ihm rechnet.«

»So ein Quatsch.«

Er hörte kein Wort mehr, und nichts passierte. Die Spannung war kaum auszuhalten. Er schlug die Zähne auf die Lippen, bis der Schmerz kam. Eine Urgewalt wollte ihn aus seinem Versteck ziehen, damit er durch die Falttür spähte, auf nackte Haut und festes Fleisch. Er musste mit aller Macht dagegenhalten. Kein unnötiges Risiko eingehen, sich nur nicht verraten. Die andere Möglichkeit, abubrechen, gab es längst nicht mehr. Er war viel zu tief drin.

Dann meldete sich ein Handy. Musik als Klingelton: Für Elise. Der Mann atmete durch. Seine Anspannung ließ nach.

»Ja?«, meldete sich der Kerl im anderen Raum.

Schweigen.

»Und wann?«

Wieder Schweigen.

»Ist gut. Bis gleich.«

»Wer war das? Wohin gehst du?«, fragte sie.

»Treff' mich mit den anderen. Die haben eine Kiste Bier.« Er lachte.

»Und wir? Sehen wir uns heute Abend noch?«

Keine Antwort.

Die Sprachlosigkeit drang bis zu ihm in die Kammer. Diesmal war es nicht Gewalt, die in der Luft lag, sondern Enttäuschung. Mit einem Mal hatten sich die Verhältnisse gedreht. Nun war sie es, die etwas von ihm wollte. Und er spielte mit seiner Macht.

»Mal sehen.«

»Eine halbe Stunde noch, dann habe ich frei.« Sie klang auf einmal wie die Liebe selbst. »Ich muss nur abrechnen. Geht schnell.«

»Ruf mich halt an.«

Schritte.

»Torsten?«

Der Schlüssel wurde gedreht, die Tür geöffnet.

In seinem Hinterzimmer hörte er die Glocke. Er entspannte sich. Alles würde gut. Sie war allein.

Der Mann schlich, nachdem sie die Ladentür abgeschlossen hatte, zum Lichtschalter, knipste ihn an und sofort wieder aus.

»Hallo«, kam im nächsten Moment ihre Stimme aus dem Verkaufsraum. »Ist da jemand?«

Sie schob die Papptür auf, die sich verhakte und mit Kraft weitergedrückt werden musste. Licht drang aus dem Verkaufsraum herein. Da stand sie und schaute sich um, ihre Haut war mehr als blass, sie war weiß und stach gegen das schwarz gefärbte Haar. Schwarz waren auch ihre Schminke und ihr Pullover. Ein Mensch mit Sehnsucht nach dem Tod. Durch den Nasenflügel war ein Ring gestochen.

Sie war bereits auf dem Weg. Er würde ihr helfen.

Der Mann drückte sich hinter den Verschlag und stellte das Atmen ein.

Erst als sie auch im Hinterzimmer das Licht anknipste, stieß er sich heraus und sprang auf sie zu. Bevor ihr Schrei laut wurde, presste er ihr eine Hand auf den Mund und die andere an den Hinterkopf.

Ihr Blick war starr. Wasserfarbene Augen. Weit aufgerissen. Und das Gesicht so weiß wie ein Blatt Papier.

»Hör auf«, flüsterte der Mann ihr ins Ohr, »dann lasse ich los.«

Er trug seine Handschuhe. Trotzdem hätte sie zubeißen, hätte sich wehren können. Ihn in einen Kampf verwickeln.

Hätte alles versuchen können. Das hätte ihm Spaß gemacht.

Stattdessen nickte sie. Ängstlich wie ein Reh. Wie ein dummes Mädchen. Bettelnd. Flehend.

Sie hatte Angst vor der letzten Reise.

Langsam lockerte er die Hand vor ihrem Mund, bereit, wieder zuzudrücken, sollte sie erneut schreien.

Aber sie blieb leise. Schluchzte nur.

»Was ... was wollen Sie?«

Das Messer in der Hose war bereit. Das Tuch, das zuoberst in seiner Tasche lag. Wer wollte da Eile haben? Der Moment war zu wundervoll, jener Augenblick vor der Erfüllung, in ihm lag Genuss, und der Mann war erfahren genug, um sich ihm vollständig hinzugeben. Er schaute das Mädchen an. Bine, hatte der Junge sie genannt. Sabine. Aus der Nähe war sie ein wenig hübscher. Da gab es Anzeichen von Charakter in ihrem Gesicht, ein Kinn, das den Namen verdiente, und Wangenknochen, die sich abzeich-

neten. Vor allem anderen aber stand die Blässe. Die Sehnsucht nach dem Tod.

Wegen der Tränen verlief ihre Schminke, sie zog eine dunkle Spur Richtung Wangen, und das gefiel ihm. Bine litt. Gefühle waren selten eindeutig, die Angst mischte immer mit. Er war sich sicher, dass sie sich in die Hose gemacht hatte. Stellte es sich vor. Und konnte nicht anders, als darin zu schwelgen.

Er stand vor ihr, die Augen halb geschlossen, war ganz Geruch und Erregung. Von Ferne drang ihr Schluchzen und Schniefen an sein Ohr. Das weckte ihn schließlich.

Er öffnete die Augen, sah sie ein letztes Mal an und drehte das willenlose Mädchen mit Schwung um ihre Achse.

Thomas Ostrowski öffnete die Wohnungstür, ließ seinen Schlüssel auf den kleinen Tisch unter dem Spiegel fallen und rief: »Hilde!«

Keine Antwort.

Er hatte keine erwartet.

Sie saß im Wohnzimmer auf ihrem Sessel und regte sich kaum. Im Fernsehen lief eine Show mit dramatischer Musik und künstlichem Applaus. Eine kleine Lampe am Regal brannte, sonst gab es kein Licht.

Ostrowski beugte sich zu ihr herunter und drückte ihr einen Kuss auf die Stirn. »Ich bin da.«

Er blieb zwischen ihr und der Glotze stehen, verdeckte das Bild mit der ganzen Masse seiner 103 Kilo und der Größe von 1,96 Meter und setzte hinzu: »Es ist geschafft.«

Sie bemühte sich um ein Lächeln. Verzog die Lippen, blickte ihn sogar an. Trotzdem war sein Eindruck, dass

sie besonders blass aussah und schmal. Die Wangen waren eingefallen, die Knochen traten hervor, das graue Haar war strähnig, und die Augen waren stumpf, als wären sie erloschen.

Was hatten diese Augen früher geleuchtet.

»Es ist wirklich geschafft, Hildelein. Seit heute bin ich ein freier Mann. Pensioniert. Das heißt, ein wenig Resturlaub habe ich noch. Aber arbeiten muss ich nun nicht mehr. Was sagst du?«

Sie sagte nichts. Ihr Blick kehrte zum Fernseher zurück. Den Kopf neigte sie auf die Seite. Wortlos bedeutete sie ihm, dass er ihm Weg stand.

Er dagegen wollte erzählen und die vielen Eindrücke loswerden. »Sie haben sich Mühe gegeben mit mir. Jedenfalls soweit ihnen das möglich ist. Es gab Kaffee und sogar Sekt. Aus Pappbechern natürlich. Wir haben angestoßen. Und diese ganzen warmen Worte. Du wirst staunen, was für eine hohe Meinung sie von mir haben. Zumindest, wenn sie nicht fürchten müssen, dass ich wiederkomme.« Er lachte bis in den Bauch hinein. Als sie in keiner Weise einstimmt, bremste er sich. »Ich mache dir erst mal Abendbrot. Hast du Hunger? Übrigens ...«

Sie kniff die Lippen aufeinander und schüttelte den Kopf. Wie eine Puppe sah sie aus, wie eine Marionette im Kindertheater, die ihren Willen kundtat.

»Übrigens«, wiederholte er, »macht das Auto seltsame Geräusche. Könnte der Auspuff sein. Ich ruf gleich morgen früh die Werkstatt an.«

Seine Knochen knackten, als er sich neben sie hockte. Er legte seine Hand auf ihre. Seine warme Pranke auf ihre kalten Altfrauenfinger.

»Irgendwas musst du doch essen, Hildelein. Fällst mir noch vom Fleisch.« Er strich über ihren schmalen Handrücken. »Ich deck Brot, dazu Gurke und Tomate. Wurst und Käse. Und einen Tee. Einverstanden?«

In ihrem Gesicht gab es weder Ablehnung noch Zustimmung. Da Werbepause war, schaltete er den Fernseher aus und ließ, während er sich in der Küche zu schaffen machte, die Tür offen stehen, damit sie ihn hören konnte.

»Rahlke hat mir die Hand gegeben. Eine feuchte Hand, das kann ich dir flüstern. Er hat sich sogar zu ein paar Abschiedsworten durchgerungen. Wurde richtig rot im Gesicht. Ein großer Schritt, aufzuhören, wenn man sein ganzes Leben gearbeitet hat. Blablabla. Er wünscht mir, dass ich das Beste aus meinem neuen Lebensabschnitt mache. Warme Worte, das klang wie auswendig gelernt. – Kommst du?«

Sie kam nicht. Stand nicht auf, rührte sich nicht. Er ging zu ihr, fasste ihr unter den Arm, zog sie vorsichtig auf die Füße und führte sie in die Küche, wo er ihr den Stuhl zurecht schob.

»Ja, und dann Paula Wahlis. Du erinnerst dich an sie? Ich habe dir oft von ihr erzählt. Die Rothaarige, weißt du? Unsere Musterschülerin. Die Streberin. Hat mir auch die Hand gegeben und gesagt, es wär für sie immer interessant gewesen, mit mir zu arbeiten. Und was sie angeblich alles von mir gelernt hat – Schmeichlerin. Hätte noch ein kleines Tänzchen vor mir aufführen können. Und einen Knicks machen.«

Da Hilde keine Anstalten machte, etwas zu nehmen, bestrich er ihr eine Scheibe Brot mit Butter und Käse, schnitt sie in Häppchen und dekorierte den Teller mit Gurke und Tomate. Dazu schenkte er ihr Tee ein.

»Unser junger Kriminalkommissar, Edgar Becker, – der mit dem Ohrring, weißt du? – hat mir zugeprostet. Was waren die alle freundlich. Alle außer Kemal. Der gute alte Kemal, dem ist irgendeine Laus über die Leber gelaufen. Hat keinen Sekt angerührt, sondern Tee getrunken, wie immer. Und praktisch nicht mit mir gesprochen. Ich habe den Eindruck, er ist der Einzige, dem es leidtut, dass ich weg bin. Der findet das echt schade. Natürlich verliert er kein Wort darüber, dazu ist er zu stolz. Was er sonst hat, weiß ich nicht. Vielleicht ist er ja sauer, dass er nicht Dienststellenleiter geworden ist, keine Ahnung. Wer sich das mit diesem Rahlke wohl ausgedacht hat? Das mag ja ein netter Mensch sein. Aber als Kommissar hat der noch nichts gerissen. Anders als Kemal. Was denkst du?«

»Kemal«, sagte sie und nickte. »Ja.«

Er kaute langsam. Der Sekt des Nachmittags, das ungewohnte Getränk, setzte seinem Körper zu. Er war aufgekratzt. Ihn verlangte nach Bier. Er nahm sich eine Flasche aus dem Kühlschrank.

»Später ist sogar noch Kriminalrat Sommerfeld erschienen«, fuhr er fort, als er wieder saß. »Stell dir vor. Er meinte, das wär doch noch nicht alles, ich hätte ja Urlaub. Ein Witz, den er machen wollte. Ich habe nicht gelacht. Warum auch?«

Er trank Bier – besser als jeder Sekt der Welt.

»Sommerfeld stand da und wusste nicht weiter. Hatte zwei Finger in seiner Weste wie Napoleon und trat von einem Fuß auf den anderen. War ihm wohl peinlich, die ganze Angelegenheit. Ich glaube, das hat er zu überspielen versucht. Getrunken hat er nicht einen Schluck. Überhaupt hatte sein Auftritt etwas von Pflicht. Das war ein Anstands-Viertelstündchen.«

Hilde hatte zwei Häppchen verspeist, zwei winzige Häppchen. Er schob ihr das nächste an den Tellerrand, direkt vor sie.

»Er meinte noch, ich hätte ja jetzt Zeit, mit meinem Ruderboot den Tegeler See unsicher zu machen. Am Ende wurde er richtig pathetisch, da sagte er, er will sich in aller Form bei mir für die gute Zusammenarbeit bedanken, ich hätte dafür gesorgt, dass es in unserer Stadt für manchen Verbrecher ungemütlicher geworden wäre. Und so weiter. Überhaupt wäre das ein schwerer Verlust für die Berliner Kripo, dass ich weg bin, zumal mit 60, das wäre besonders bitter. – Hätte er sich ein bisschen früher überlegen können, der Komiker. Wer wollte denn, dass ich gehe? Na und am Ende, als es ums Anstoßen ging, hatte er Wasser im Becher und ich Sekt.«

Ostrowski aß eine zweite und eine dritte Scheibe Brot, während Hilde sich quälte und ignorierte, was vor ihr auf dem Teller lag. Er nahm ein weiteres Häppchen und führte es zu ihrem Mund, den sie daraufhin ein wenig öffnete. Von dem kleinen Brotstück biss sie noch einmal ab. Er schluckte seine Ermahnung herunter. Stattdessen versuchte er es kurz darauf erneut.

Sie neigte den Kopf. Ohne Ton sagte sie: »Ich habe keinen Hunger mehr.«

»Kriminalrat Sommerfeld«, fuhr er fort, »will mich übrigens unbedingt noch einmal sehen, keine Ahnung, wieso, ich soll zu ihm kommen, wenn ich Ende des Monats meine Marke und die Waffe abgebe. Das hat er zweimal betont. Ich soll das keinesfalls vergessen. Wahrscheinlich will er mir noch eine goldene Uhr in die Hand drücken. Dabei kann man so einen Mist nicht mal ver-

kaufen. Ich werds trotzdem versuchen. Wenn ich eine bekomme, meine ich.«

Mit der Spitze seines kräftigen Zeigefingers schob er ein weiteres Stückchen Brot in ihre Richtung.

Sie tat, als habe sie es nicht bemerkt.

Ihm lag auf der Zunge, sie zu bitten. Er ließ es bleiben.

Hauptsächlich ihretwegen hatte er eingewilligt, früher in den Ruhestand zu gehen. Er hatte mit ansehen müssen, dass Hilde immer weiter abbaute, seit die ersten Gespräche um seine Frühpensionierung geführt wurden – seit Kriminalrat Sommerfeld ihn dazu gedrängt hatte. Die Reha, im Anschluss an ihren Infarkt, hatte nicht viel geholfen, die Medikamente schlugen nur schlecht an. Er wusste, was ihr fehlte, er hatte es immer gewusst: die Arbeit. Das Gefühl, wichtig zu sein, etwas um die Ohren zu haben. Gebraucht zu werden, so wie sie als Chefsekretärin gebraucht worden war.

Nun war er in der gleichen Situation.

So könne er sich doch um seine Frau kümmern, hatte Sommerfeld gesagt; da trage er Verantwortung. Und mit der Verwaltung ausgehandelt, dass die Abschläge auf seine Pension kaum ins Gewicht fielen.

Einen gemeinsamen Ruhestand, einen, den man genießen konnte, würde es für sie allerdings nicht geben, es sei denn, ein Wunder geschah und Hilde fand den Weg heraus aus ihrer Düsternis.

Nur glaubte er an keine Wunder.

Sie hatten keine Reisen vor sich, auch keine Radtouren oder Wanderungen. Wahrscheinlich nicht einmal den Schrebergarten, denn es war mehr als fraglich, ob er sie im Frühling dort noch hinführen würde. Wozu auch?

Damit sie dort saß und in die Luft starrte oder auf die Mattscheibe? Würde sie überhaupt registrieren, dass sie an einem anderen Ort war? Interessierte es sie noch?

Er hob die Flasche an die Lippen – sie hatte ihren Tee noch nicht einmal angerührt – und schob, während er trank, all diese Gedanken zur Seite. Er wollte all das nicht, wollte nicht jammern und keine Trübsal haben. Es war noch Zeit bis zum Frühling. Die Dinge konnten sich verändern. Auch ohne Wunder.

Bastian Siewert summte sein Lied.

Obwohl er nach einem langen Tag müde war, summte er es auf der Straße und im Treppenhaus. Das Lied, das ihm Mut gemacht hatte in all den langen Jahren.

Erst als er die Tür öffnete, hörte er auf. Seine Beine waren weich und der Kopf schwer. Er sehnte sich nach Schlaf.

Von Anfang an hatte dieses Zimmer in seinen Planungen eine große Rolle gespielt, schon zu einer Zeit, als er nicht sicher war, ob sein Wohnungsschlüssel überhaupt noch passte, oder ob sie das Schloss hatte auswechseln lassen. Nun, er hatte gepasst, die Tür war aufgesprungen. Den Riegel benutzte sie nicht.

Sie sperrte nicht einmal ab.

Was er sich nicht ausgemalt hatte, war, wie früh er dieses Zimmer brauchen würde. Er hatte es sich als Ausweichquartier für die letzten Tage vorgestellt. Doch es war anders gekommen.

Er schlich durch den Flur. Ihr Atem kam aus dem anderen Raum, ein schweres Luftholen, ein Schnarchen wie von einem groben Kerl, unterbrochen von Seufzern und lautem Schniefen.

Das kleine Zimmer – früher hatte er hier musiziert – sah aus wie ein Lager. Wie eine Halde. Alles, was sie nicht benötigte, schien sie hier hereinzuwurfen. Sie machte sich nicht die Mühe, ein Regal aufzustellen und Ordnung zu halten. Nicht einmal Staub wischte sie. Überall lagen die Knäuel, und die Spinnen konnten ihrer Arbeit nachgehen, ohne dass sie jemand störte.

Er musste Luft holen.

Zum dritten Mal war er hier und musste jedes Mal Luft holen, bevor er eintrat. In die Unordnung und den Dreck. Dabei hatte er ihr jahrelang beigebracht, Ordnung zu halten. Manchmal gewann er den Eindruck, das Leben fordere ihn heraus, indem es ihn absichtlich mit all diesen ekelhaften Dingen konfrontierte.

Eine kleine Ecke hatte er sich hergerichtet. Hatte gefegt und gewischt, während sie in ihrem Rausch war. Ordnung geschaffen und eine Grenze gezogen gegen den Rest des Zimmers. Nicht so hoch, dass sie es merken konnte, aber so, dass er es einigermaßen aushielt, sogar über Nacht. Dort stellte er seine Tasche ab. Den Mantel hängte er auf einen Haken, zog die Mütze ab und strich sich Haar und Halstuch glatt.

Einen zweiten Ort zu haben, diese Idee, auch wenn sie nicht von der Stimme stammte, hatte ihn gerettet. Aber war sie wirklich so gut? War seine Waffe hier sicher? Gesine konnte sie finden, und falls die Polizei ihn jagte, würden sie diese Wohnung bald durchsuchen.

Bevor Siewert ins Bad schlich, vergewisserte er sich erneut, dass seine Frau schlief. Sie lag auf dem Sofa, ihre Haltung war seltsam, ein Arm hing herab, eines ihrer Beine war angewinkelt, als wollte sie aufstehen. Aus dem Mund